von seinem Stein und wieder rings um den Hof herum. Wenn man da oben unter den Kreuzen liegt, was wird mit dem Hof? — Fremde kommen, — nicht Sohn, nicht Tochter, nicht Bruder, nicht Schwester. Ach, der Hof! — Sinnlos nesteln die alten Finger an Schrauben und Krampen, rühren an bröckelnde Steine. — Wer wird bauen? Wer wird säen und ernten?

Unstet gleitet sein Blick übers Feld und bleibt an der Holzkate hängen, aus der noch immer der fröhliche Lärm der Hochzeit klingt ... Da ist mal an einem strahlenden Morgen ein hoher Sämann hinausgetreten und hat das Stückchen Land vor dem Haus besät, das viel zu klein war für den gewaltigen Schwung seines Armes. Den ganzen Sommer lang hat der Adam ihn gesehen, wie er morgens, bevor er zur Arbeit fuhr, und abends nach Feierabend das Feldchen bestellte, Kartoffeln setzte und unnütze Sträucher rodete, mit der alten Frau, der die Kate gehörte, und mit ihrer jungen Tochter. Und jedesmal, wenn der Mann da unten weit ausholte mit Axt oder Sense, dachte der Adam: „Genau wie onj' Fretz!"

Jetzt im ungewissen Dämmern des Mondes, unter dem dunklen Himmel, der alle Grenzen entrückt, weiß der Adam nicht mehr: ist es der Fritz, der gesät und geerntet hat da unten, der heute dort Hochzeit hält? — Ist es ein Fremder?

Taumelnd steht er auf und geht den weißen Sandweg hinab wie gezogen. Es ist ja nur der eine Weg in dieser Nacht, der einzige Weg, der noch in die Welt führt.

Immer lauter wird die Tanzmusik um ihn her, und er flüstert geheimnisvoll: „War man, Fretzke, ick koam!"

Da steht er auch schon in der offenen Tür, und der Duft von Tannen und Braten schlägt ihm entgegen, und ein Getöse von Stimmen umfängt ihn: „Schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr ..."

Da, auf einmal bricht alles ab, und sie werden seiner alle gewahr, starren ihn an und staunen. Er aber geht geraden Schrittes auf den Brautwinkel zu, wo unter Tannengeflecht und glutroten Georginen der hochgewachsene Sämann sitzt und die strohblonde Braut neben ihm, mit rotem, verlegenem Gesicht. Da bleibt er plötzlich verwirrt stehen im hellen Licht und weiß nicht mehr, warum er hierher kam. „Glück und Segen!" murmelt er, „Glück und Segen wollt ich bloß sagen!" Und er legt seine kalten, zitternden Finger in die große, warme Hand des Jungen. Die Braut bringt ein Gläschen Schnaps und dankt ihm artig für den Besuch. Er trinkt und sagt dann: „Nun tanzt man weiter, Kinderchen! Ich geh gleich wieder." Und Braut und Bräutigam führen ihn in ihrer Mitte zur Tür. Er steht schon draußen im Dunkel, da wendet er sich noch einmal zu dem Mann, der im erleuchteten Rahmen der Tür steht, unter der schweren Blumenkrone. Der Schleier der Braut verweht schon im Licht der Stube. „Min leewe Sähn!" sagt der Adam leise und hält ihm die Hand hin. Der Junge nimmt sie fest und sieht forschend in das zerfurchte Gesicht des Alten, in seine leidvollen, wandernden Augen. Und er wird angerührt von dem unbekannten Schmerz des andern, daß er die alte, magere Hand in seiner Faust preßt und sagt: „Sine Se man stell, Voaderke! Ich war Enne helpe." Da starrt ihn der Alte an wie eine Erscheinung, nickt ein paarmal und geht. Schon klingt wieder die Harmonika, übertönt von den unbekümmerten Stimmen der Gäste, und nur der hohe Mann in der Tür steht noch still und sieht in das Dunkel hinaus.

Als der alte Adam wieder in seinem Haus ist, holt er beim Schein der Küchenlampe die Bibel aus dem Spind, eine spitze Feder und Tinte und drei Bogen kariertes Papier. Eine Weile liest er in dem vergilbten Buch, die Zeilen mit dem Finger verfolgend, die Lippen leise bewegend. Dann beginnt er zu schreiben, langsam, mit unregelmäßiger Schrift, deren Buchstaben gegeneinanderfallen:

„Lieber Sohn!

Ich bin ein alter Mann. Schon nah an der Ewigkeit. Mein Hof und Feld sind zu groß für meine alten Hände. Aber deins ist zu klein für dich. Du bist jung und hast Kraft, wie ich sehe. Du sollst kommen pflügen und säen auf meinem Feld. Du sollst mein lieber Sohn sein und meinen Hof kriegen. Jetzt gleich. Er soll nicht verkommen. Wie man bei den Gerichten das aufsetzt, weiß ich nicht. Da mußt du dich selber befragen. Uns alte Leute wirst du auch ernähren auf diesem Hof. Bis uns der Herr abruft, der dir möchte seinen Segen geben. Amen."

Lange hat das gedauert, bis Satz um Satz auf dem weißen Papier stand. Nun aber räumt er bedachtsam alles zusammen und legt sich zu Bett — und schläft. Und die Tiere schlafen und die Felder und das ganze dunkle, alte Gehöft, traumlos und tief geborgen in dem sicheren Wechsel von Tag und Nacht.

Abend in der Laube

Kleines Bild von Gustav Leuteritz

Wir hatten noch die Hühner gefüttert. Sie waren pünktlich in den Stall geschlüpft. Nun stand die Petroleumlampe auf dem Tisch und gab mildes Licht. Wir hausten die erste Nacht hier draußen in der Wohnlaube. Die Eltern hatten uns gebeten, zwei Tage einzuhüten. Gerda lag auf dem vom Vater gezimmerten Feldbett. Sie hielt die Hände unter dem vollen Haarschopf verschränkt und schaute zur schrägen Laubendecke hoch, wo zwei Fliegenfänger hingen. Ich hatte es mir nahe dem Tisch auf der eingebauten Matratze gemütlich gemacht und blätterte zerstreut in einem Jägerbuch. Helga, unser Kind, schlief nebenan in der Koje.

Wir waren zum ersten Male ohne Beschäftigung. Die plötzliche Ruhe erschreckte uns fast. Draußen wühlte der Wind im Birnbaum. Der Holunderbusch knarrte über dem Laubendach. Jetzt gar begann ein feines Trommeln. Es regnete. Es prasselte auf die geteerte Dachpappe; es tropfte und schlurrte gegen die winzigen Laubenfenster. Es war ein riesenhaftes Atemholen rings um unsere vier Wände.

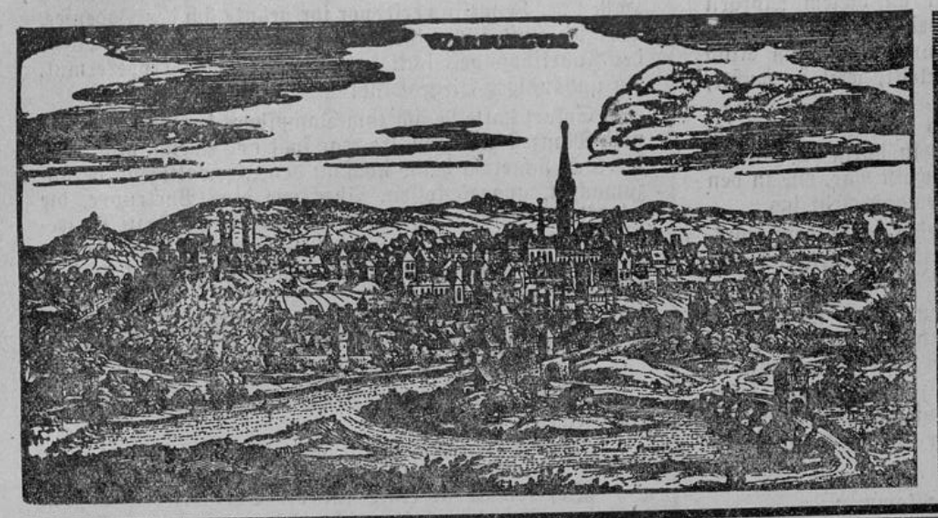
Ich lag und lauschte. „Woran denkst du?" fragte Gerda schläfrig. Ja, woran dachte ich eigentlich? Wir schauten uns an, als hätten wir uns lange nicht gesehen. „Ich denke überhaupt nicht, mein Engel." Die Worte kamen mir ohne Eile. „Es ist hier so erregend still und zugleich so tausendstimmig belebt, daß ich nur hinaushorchen mag, nichts weiter, verstehst du?" Gerda lächelte zurück. Sie hielt noch immer die Hände unter dem Kopf und redete gemächlich gegen das Dach: „Du hast es doch sonst immer so eilig, Mann! Du mußt doch immer etwas tun, und sei es nur in Gedanken!" Es klang heiter herüber. Ach, so unrecht hatte sie nicht! Ich brannte mir über dem Lampenzylinder eine Zigarre an, tat ein paar bedächtige Züge und war selig über den kleinen Spott der klugen Frau. Draußen pochten die Zweige. Es rauschte und wühlte ...

Der Lichtschein der alten Petroleumlampe zitterte honiggolden über unseren Köpfen. Eine Fliege surrte um die schimmernde Milchglaskuppel. Ich wartete gespannt darauf, wo sie sich niederlassen würde. Wunderlich genug: diese Spannung! Ich nahm das Gespräch wieder auf. „Muß man denn immer was tun, Gerda?" Sie lachte zur Decke: „Du bist mir einer! Hab' ich mir je etwas anderes gewünscht, als daß es einmal ruhig würde in dir, wie in einer Laube, du ungeduldiger Mann?" Ich schaute hinüber zu ihr. Sie wandte mir ihr schönes, kräftiges Frauenantlitz zu. Es tat uns beiden gut. Wir wußten, ohne Worte, was uns bislang fehlte.

Draußen sang der Wind sein übermütiges Lied. Und der Regen hüpfte mit Krähenfüßen über das Dach, hoho! Dies Rauschen und Trommeln! Dies Knarren und Klinkern, Gluckern und Klopfen! Aus der Dachrinne plätscherte es in die Regentonne. Der ganze Garten war eine einzige Windwiege! Unser Kind in der Koje nebenan tat einen tiefen Seufzer mitten in ein Wetterleuchten hinein. Gerda ruhte mit geschlossenen Lidern. Schlief sie? Wie ebenmäßig waren ihre Gesichtszüge, wie weich und sanft der Mund! Es war wohl lange her, seit ich das zuletzt gesehen hatte. Es war gewiß nicht in unserer Stadtwohnung gewesen. Aber nun geschah es hier in dieser Laube, wo die wilden Rosen vor den Fenstern standen und der Holunderzweig aufs Dach klopfte.

Ich löschte leis' die Lampe und öffnete einen Fensterflügel. Ambrosische Frische drang herein. Und noch in dem Wehen der rauschenden Sommernacht vernahmen wir die Atemzüge unseres Kindes.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 72 | 8. September 1937 | 11. Jahrgang

Meister Weigel und seine Kinder

Roman von Otfrid von Hanstein

18. Fortsetzung

Hella, die ganz still gesessen, fragte leise: „Wie ist es Ihnen ergangen?"

Da dachte er wieder an sich und war froh, daß er nicht voreilig gehandelt hatte.

„Was macht Ihre Erfindung?"

„Es war ein Beweis der großen Güte Ihres Vaters, daß er mir einen Preis zuerkannte, den ich wohl nicht verdiente Dieser Preis hat uns drei Monate vor Not bewahrt und meinem Vater vielleicht mehr Glück gebracht als mir."

„Sprechen Sie! Lassen Sie uns in den Gängen hier auf und ab gehen."

„Sie frösteln!"

Sie hatte ein wehes Lächeln um ihre Lippen.

„Erzählen Sie mir. Ich habe jetzt so selten Gelegenheit, mit einem Menschen zu sprechen."

Sie gingen auf und nieder, und unwillkürlich hatte Hella ihren Arm in den Alfreds gelegt. Alfred sprach, sagte ihr alles, sagte es mit einem bitteren Unterton in der Stimme, und dann, dann sagte er unwillkürlich mehr, als er wollte:

„Jetzt werden Sie vielleicht verstehen, Fräulein Hella, warum ich nicht mehr zu Ihnen kommen durfte. Ich habe Ihrem lieben Vater alles geschrieben."

Sie blieb stehen und sah ihn an.

„Ich habe den Brief gelesen."

„Sie haben —?"

„Es hat mir weh getan, daß Sie so klein von mir dachten."

„Hella?"

Sie hatte den Kopf gesenkt.

„Sie wissen also, daß ich Sie liebhabe. Lieber als alles auf der Welt. Eben deshalb mußte ich von Ihnen gehen. Mußte es, sonst wäre es vielleicht eines Tags mit meiner Beherrschung vorbei gewesen. Ich bin nichts. Bin weder Akademiker noch Handwerker. Sie sind Ihres Vaters Tochter —"

„Ich bin nichts als ein einsames Mädchen."

„Liebe Hella! Liebe, liebe Hella! Jetzt haben Sie sich in Ihren Schmerz verloren. Sie sehen ja, daß auch Ihr Vater sich in mir irrte. Ich werde anderer Menschen Modelle machen und werde langsam innerlich stumpf werden, und Sie —"

„Sie brauchen einen Menschen, der an Sie glaubt."

Wieder gingen sie still nebeneinander, dann sagte sie ganz leise:

„Alfred, wenn Sie nicht wüßten, daß ich Sie lieb habe, hätten Sie das alles nicht gesagt, was Sie mir anvertraut haben."

„Hella —?"

Sie blickte zu ihm auf.

„Du dummer Junge! Glaubst du, Vater hätte immer wieder geschrieben, wenn ich ihn nicht gebeten hätte?"

Jetzt legte er seinen Arm um sie.

„Wenn dein Vater jetzt wüßte, was ich getan habe?"

„Würde er uns zulächeln und sich freuen, daß ich nicht mehr allein bin."

Sie standen wieder vor dem Grab. In der Ferne ertönte eine Glocke, das Zeichen, daß der Friedhof geschlossen werden sollte.

Hellas Gesicht war wieder von Tränen übergossen.

„Küsse mich und sag' mir, daß du mich immer liebhaben wirst; sag' es vor meinem Vater."

Er beugte sich nieder und küßte sie ganz zart.

„Jetzt komm!"

Sie gingen Arm in Arm durch das Tor.

„Ich kann dich nicht bitten, mich zu besuchen. Es würde auffallen, wenn ich dich empfange. Wann willst du nach Manzell?"

„Ich denke, in acht Tagen."

„Du wirst mir von dort schreiben. Denke immer daran, daß ich bereit bin. Ich warte auf dich."

Schon riß Hella sich los und stieg in die Straßenbahn, die nach dem Westen fuhr.

Alfred erwachte wie aus einem Traum und sah der entschwindenden Bahn nach. Er hatte ein merkwürdiges Empfinden in seiner Seele. Ein Gefühl jauchzenden Glücks und gleichzeitig das eines begangenen Unrechts. Er hatte Hella geküßt, er hatte von seiner Liebe gesprochen, er, der nichts war, dessen Zukunft völlig hoffnungslos aussah, denn seine Zukunft hing ja an der seines Vaters. Da war

wieder ein Zwiespalt in seinem Charakter: er, der so energisch, so draufgängerisch und optimistisch gehandelt, als es galt, den Vater über sein Unglück hinwegzubringen, er war verzagt und pessimistisch, nun es sich um ihn selbst handelte.

Das Erlebnis mit Dr. Gellert an diesem Morgen hatte ihn zu sehr getroffen. Neue Zweifel stiegen auf: hatte der Professor, der gute, liebe Mann, der seinem Kind alles zuliebe tat, ihm den Preis erteilt, weil er wußte, daß Hella ihn liebte?

Dann dachte er wieder an das stille Gelehrtenheim und daran, wie Hella nun ganz allein durch die Räume ging. Wie der große Schreibtisch verwaist war, wie in den vielen Büchern, die er so geliebt, niemand mehr las.

Hatte sie übereilt gehandelt? Liebte sie ihn denn wirklich oder war es nur das Gefühl ihrer augenblicklichen Verlassenheit, das sie täuschte?

Wie oft hatte er noch als Student daran gedacht, wie es sein würde, wenn er vor Hella hintreten dürfte und ihr seine Liebe gestehen! Welch ein Jubel war dann in seiner Brust gewesen, und jetzt — jetzt war Hella seine Braut! Seine Gedanken ruhten auf dem Wort „seine Braut"! Wie heilig das klang! Aber er war traurig und fand keinen Jubel in seiner Seele.

Gegen Abend war Irma zurückgekommen.

„Das ist gemacht. Der alte Zangenberg ist ein reizender Kerl. Er hat mir sofort Urlaub gegeben. Ich raus nach Tempelhof. Glück muß der Mensch haben. Steht richtig Herr Bründling mitten auf dem Platz. ‚Nanu, kleine Weigel, lassen Sie sich auch mal sehen? — Wo wollen Sie hin? Nach Manzell? Gemacht! Ich habe morgen das Flugzeug nach Friedrichshafen zu steuern. Natürlich nehme ich Sie mit'. Ich rin ins Büro — da ist die Fahrkarte! Morgen früh um elf Uhr Start in Tempelhof. Morgen abend sitze ich schon in Manzell."

Frau Auguste schüttelte den Kopf.

„Mich brächten keine zehn Pferde in so 'ne Luftschaukel."

Schon war Hella dabei, eine Reisetasche zu packen.

„Wozu nimmst du denn alle deine Zeugnisse mit?"

„Ein ordentlicher Mensch hat immer seine Papiere beisammen."

Jetzt trat Alfred ein.

„Du, ich sause morgen schon nach Manzell!"

Frau Auguste war in die Küche gegangen, Vater Weigel holte Zigarren.

Irma blieb vor dem Bruder stehen.

„Was machst du denn für ein Gesicht?"

„Ich habe eben ein großes Verbrechen begangen."

„Wen hast du denn totgeschlagen?"

Er ging nicht auf ihren scherzenden Ton ein, sondern sagte bedrückt:

„Ich habe mich eben mit Hella Prätorius verlobt. Ich habe sie auf dem Friedhof getroffen. Ihr Vater ist tot und —"

Irma stand vor ihm und legte ihm die Hände auf seine Schultern.

„Und jetzt warte ab, jetzt sorge ich dafür, daß alles viel besser wird, als du denkst."

Das begriff Alfred nun wieder nicht, aber Irma packte ihn um den Hals und küßte ihn.

„Weißt du, was du bist? — ein großer Esel!"

Unbekümmert um Alfreds Katzenjammermiene sang sie vor sich hin:

„Siehste wol, da kimmt se,
Große Schritte nimmt se!
Siehste wol, da is se schon —
Irma aus dem Luftballon!"

Elftes Kapitel.

Seitdem Irma nach wundervoller Fahrt in Friedrichshafen das Flugzeug verlassen hatte, war sie geradezu in einem Taumel von guter Laune und Uebermut. Es war ihr, als sei all das Trübe der letzten Monate aus ihrem Leben fortgewischt, als sei sie wieder die Irma von einst. Ihr Auge hatte sich sattgetrunken an dem herrlichen Flug durch die Lande. Jetzt war sie hier! Da standen die riesigen Hallen der Zeppelinwerft, vor ihr dehnte sich der Bodensee. Würzige Luft füllte ihre Lungen, die solange den Staub des Fabrikhofs geschluckt hatten. In ihr war Eroberermut, ein unbändiger Siegeswille!

Sofort hatte sie sich zum Dampfboot begeben und war nach Manzell gefahren. Es war spät am Abend, also jeder Versuch, sich etwa heute noch an den „Gewaltigen" heranzumachen, ausgeschlossen. Aber wie eine Vortruppe, die feindliches Gelände zu ergründen strebt, umschritt sie wenigstens die weiten Anlagen der Dornierwerke, ehe sie sich, immer noch in ihrer kecken Siegeslaune, im Hotel Bodenseefelchen schmecken ließ.

Punkt neun Uhr am nächsten Tag betrat sie die Direktionsräume der Werke.

„Sie wünschen?"

„Ist in diesem Hause Herr Oberingenieur Dr. Gellert zu sprechen?"

„Sein Arbeitszimmer ist dort, aber er empfängt nicht und hat dringend zu arbeiten."

„Ich komme in einer für die Dornierwerke äußerst wichtigen Angelegenheit; mich wird er empfangen."

Einen Augenblick war der Kastellan durch die Sicherheit ihres Auftretens eingeschüchtert; schon stand sie an der Tür, klopfte, wartete gar keine Antwort ab und trat ein.

Dr. Gellert sah erstaunt und unwillig auf.

„Guten Morgen, Herr Doktor Gellert!"

Der Herr Chefingenieur wäre sicher sehr deutlich geworden, wenn es nicht eine so reizende junge Person gewesen wäre, die ihm diesen Gruß zurief. So fragte er zurückhaltend:

„Sie kennen mich?"

„Jetzt ja, vor fünf Minuten allerdings noch nicht."

„Ich bin beschäftigt."

„Hat mir der Kastellan auch schon gesagt; weil es sich aber um sehr wichtige und außerordentlich dringliche Angelegenheiten handelt, bin ich überzeugt, daß Sie fünf Minuten für mich übrig haben."

Auch Dr. Gellert verwirrte dieses sichere Auftreten.

„Mit wem habe ich das Vergnügen?"

Irma konnte nun einmal an diesem Tag aus ihrer ausgelassenen Stimmung nicht heraus. Sie setzte sich unaufgefordert in den Klubsessel dem Oberingenieur gegenüber und sagte lachend:

„Ich bin der jüngste Salatkopf aus dem Gemüsegarten des Modelltischlers Weigel, den Sie für Ihre Werke verpflichtet haben."

Dr. Gellert ärgerte sich fast, daß er über diese kecke Person lachen mußte.

„Ich muß wirklich bitten. Wenn es sich etwa um die Ankunft Ihres Vaters handelt, ist dafür der Personalchef zuständig."

„Darum handelt es sich gar nicht. Durchaus nicht. Es handelt sich um etwas ganz anderes. Ich habe eine große Bitte an Sie."

„Dann aber schnell!"

„Ich bitte um die Erlaubnis, mir unter Umständen auf Ihrem Gelände das Genick brechen zu dürfen."

„Mein Fräulein — —"

Er begann wirklich böse zu werden.

„Also ganz ernst: Sie haben das Modell des Fallschirms, den mein Bruder erfunden hat."

Er wurde etwas interessierter.

„Ihr Bruder?"

„Jawohl, mein Bruder, den Sie so nebenher als Geselle seines Vaters mitengagiert haben."

„Nun, und?"

„Sie sind mit einer gewissen Gleichgültigkeit über diese Sache hinweggegangen."

„Ich muß bitten."

„Gleich bin ich fertig. Ich finde das sehr natürlich. So eine Erfindung muß erst erprobt werden. Aber mein Bruder ist über Ihre Interesselosigkeit ganz gebrochen. Es muß zuerst einmal richtig erwiesen werden, ob die Sache etwas taugt, und deshalb bitte ich Sie kurz und bündig, mir zu gestatten, mit dem betreffenden Modell einen Absturz zu unternehmen."

Da saß ihm das kecke junge Mädel mit lachendem Gesicht gegenüber und sprach von einer Sache, die lebensgefährlich war, als wäre es ein Spaß. Trotz alledem konnte er nicht leugnen, daß sie ihm gefiel.

„Ihr Mut ist ja anerkennenswert, aber von einer solchen Sache kann gar nicht die Rede sein. Wenn man wirklich einen Versuch machen wollte, käme doch nur ein ganz gewiegter Pilot in Frage."

„Darf ich mir erlauben, Ihnen meine Papiere zu zeigen? Mein Autoführerschein interessiert Sie natürlich nicht. Vielleicht meine Schwimmpreise, wenn ich in den Bodensee fallen sollte? Hier ist die Bescheinigung über den Rekord, den ich im Segelflug aufgestellt habe. Hier ist mein Pilotenschein für Flugzeug. Hier ist die Bestätigung, daß ich zehn Abstürze mit Fallschirmen verschiedener Systeme absolviert habe."

Sie legte die Papiere vor ihn auf den Tisch, langte sich ganz unbefangen eine Zigarette aus seiner offen auf dem Tisch stehenden Dose, setzte sich mit übereinander geschlagenen Beinen behaglich in den Klubsessel und paffte Ringe in die Luft.

So ein Mädel war dem Herrn Chefingenieur wahrhaftig noch nicht vorgekommen. Jedenfalls nahm er interessiert die Papiere in die Hand und warf einen Blick hinein.

„Allerhand Achtung! Sie sind also Berufspilotin?"

„Leider nein. Augenblicklich bin ich Klapperschlange an der Schreibmaschine des Bücherrevisors Zangenberg in Berlin."

Wieder mußte er lachen, jetzt aber war sie ernst.

„Nicht wahr, ehe Sie ein Urteil fällen, muß das Ding probiert werden. Mit einem tüchtigen Sandsack von fünfzig Kilo hat mein Bruder es bereits von dem viezig Meter hohen Dach der Fabrik in Berlin herabgeworfen. Ich bitte Sie also: lassen Sie mich den Versuch wagen."

„Unmöglich."

(Fortsetzung folgt)

Der Acker ruft

Erzählung von Elisabeth Loerzer

Unter den Obstbäumen des kleinen Gartens hindurch kann man den alten Adam Naujokat sehen, der auf dem Stoppelfeld, das sich leise zu einer Wiese hin senkt, den Pflug führt, etwas gebückt, umwoben vom Glanz des späten Tages und von dem zitternden, bläulichen Schleier, den der Nachsommer über die Erde spannt.

Die Bäume sind dunkel wie ein Rahmen davor, und in ihrem warmen, rötlichen Schatten steht Adams alte Frau, die „Eva" heißt im Munde der Leute, obgleich sie Euphrosine getauft ist. Wie jene erste Eva bricht sie die blutroten Aepfel vom Baum und liest die überreifen vom Rasen, aber mühsam nur, zuweilen leise stöhnend beim Bücken. Dann tritt sie mit der gefüllten Schürze zum Zaun und steht vor der goldenen Weite wie ein dunkles altes Steinbild in luftigem Fensterbogen.

Der alte Adam kommt langsam den Berg herauf, hält seine Pferde an und wischt sich die Stirn mit verzagtem Brummen: „Nu zeiht et all bool nich mehr. Ohl Minsch is of bloß noch e Hupke Mest!" Keuchend steht er. Sie macht ein paar Schritte und legt ihm die Hand auf den gebeugten Rücken, und beide sehen sie über das Feld nach dem dunklen Hügel, der die sinkende Sonne gierig verschluckt. Da stehen schwarze Kreuze gegen Himmel und hochgereckte Lebensbäume und ein eisernes Kirchhofsgitter. Ein Wind zieht der sinkenden Sonne nach und rührt die beiden Alten an mit kühlem Schauer. Die nicken einander wortlos zu wie heimliche Liebesleute.

Unten aber im Tal klingt eine Hochzeit mit Jauchzen und Lachen. Denn es ist Zeit dazu. Die Ernte liegt sicher in allen Scheunen.

„Wo speele se?" fragt die Eva und rückt das weiße Kopftuch vom Ohr. „Unde!" sagt der Adam laut, „jenn' junge Mann heft Hochtid." — „De jung Mann, wo so noh onf' Fretz ähnd." — „Ach dee", sagt die Eva, und dann stehen sie wieder stumm, und ihre wasserhellen Augen, die einander geschwisterlich gleichen, wandern in unbetretbare Fernen, jenseits der Abendwolken. Dann gehen sie voneinander, jedes sein Tagewerk bis zu Ende zu bringen.

Eva steht in der großen Stube, die nicht mehr bewohnt wird. Aepfel, gelbe und rote, sind auf der Erde ausgebreitet vor ihr, und Gurkentöpfe stehen da und getrocknetes Obst. Aber die alte Frau sieht ohne Stolz, fast vergrämt auf die Schätze. Wer soll denn das alles verzehren? Zwei so alte Leutchen?

An den Wänden ringsum hängen verblichene Bilder, Werke eines unbeholfenen Dorfphotographen: Kinder, Konfirmanden, junge Burschen, Soldaten — immer dieselben Gesichter — immer umwunden von Strohblumenkränzen. Evas Augen wandern von einem zum andern, bis alles vor ihren Blicken verschwimmt und sie müde den Kopf senkt.

So, die Hände über der Schürze gefaltet, findet sie noch der Adam, als er Feierabend gemacht hat. Er sieht die Tränen in ihren alten Augen. „Moat man, Mutter", sagt er, „moat mi man wat to eete!"

Da ist die Eva auch schon mit kurzen, schnellen Schritten in der Küche und beginnt hin und her mit Töpfen und Pfannen zu hantieren.

Und nun ist die Reihe an Adam, starr zu stehn mit gefalteten Händen. Von der Tür her horcht er hinab nach der Harmonika, die in dem armen Holzhaus da unten zum Tanz spielt. Seine Lippen bewegen sich in selbstvergessenem Gespräch: „Fritzke, min Sähn! Wenn wi din Hochtid noch kunnt fiere: On denn dem Ernst sine un dem Korl sine ..."

Wo blieb die Zeit? Wo sind sie alle, die Jungens? — Da war mal ein Bild in der Zeitung: ein Feld, das Kreuze trug statt der Aehren ... In Flandern wuchsen die so ...

„Dawendbrot!" ruft da die Eva, und er tappt in die Küche und sieht sie nicht an, und sie ist um ihn bemüht wie um ein geliebtes Kind mit „Boaderke hier" und „Boaderke doa!", und sie sprechen von der Ernte und dem lahmen Fuchs und dem schwarzen Huhn, das immer die großen Eier legt.

Aber als dann die Eva längst im Himmelbett liegt und noch leise ächzt, denn ihr alter Rücken trägt schon schwer an der Last des Tages, — da wandert der Adam in der Küche noch ruhelos auf und ab, bis er ihren Atem endlich langsam und gleichmäßig gehen hört. Da zieht er die Schlorren an.

Es treibt ihn rings um den nächtlichen Hof. An allen Ecken liegt Arbeit, die nicht fertig wurde am Tag, und er räumt und kramt überall mit fiebernder Eile. Aber dann befällt ihn die große Müdigkeit, und er setzt sich auf einen Stein am Hoftor. Tränen fallen auf seine zitternden Hände. Man kommt nicht mehr zu Ende mit dieser Arbeit. So ein kleiner Hof ist das — und doch zu groß für einen alten, müden Mann.

„Verkaufen!" klingt es dem Adam im Ohr. Einer hat es gesagt und der andere, und jetzt hält sich seine Müdigkeit an diesem Wort wie an einem Stab.

Aber das Feld liegt dampfend im Mondlicht und wartet auf den Pflug, auf der Weide brummt verschlafen die Kuh, und der schwarze Giebel mit seinem alten Schnitzwerk ragt hoch und mahnend in die Sterne.

„Nee, nee!" sagt der Alte da. „Hier will ick starwe!" Er faltet die Hände und sieht wieder hinauf zu dem Hügel, auf dem die Kreuze stehen, dunkel und voller Frieden. Wenn man da oben erst liegt, dann ist alles gut.

Aber da fällt ein Wind in die träumenden Bäume mit wirrem, erregtem Geflüster und jagt den Alten wieder auf